

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-27108-3

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.



HANS ROSENFELDT schreibt Drehbücher, zuletzt für die international bislang erfolgreichste skandinavische Serie «Die Brücke – Transit in den Tod», die zahlreiche Preise erhielt. In seinem Heimatland Schweden ist er ein beliebter Radio- und Fernsehmoderator.

MICHAEL HJORTH ist ein erfolgreicher schwedischer Produzent, Regisseur und ebenfalls Drehbuchautor. Er schrieb u. a. Drehbücher für die Verfilmungen der Romane von Henning Mankell.

Ihre Krimireihe um den Stockholmer Psychologen Sebastian Bergman erscheint in 33 Ländern und wird von Sveriges Television in Kooperation mit dem ZDF verfilmt. Alle Bände befanden sich monatelang in den Top 10 der Spiegel-Bestsellerliste.

«Erstaunlich, wo die Nordländer all die guten Autoren hernehmen. Hjorth & Rosenfeldt sind unter ihnen derzeit die interessantesten.» (Morgenpost)

**HJORTH &
ROSENFELDT**

**DIE MENSCHEN,
DIE ES NICHT VERDIENEN**

EIN FALL FÜR SEBASTIAN BERGMAN

Kriminalroman

Aus dem Schwedischen von Ursel Allenstein

ROWOHLT TASCHENBUCH VERLAG

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel «De Underkända»
bei Norstedts Förlagsgrupp AB, Stockholm.

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,

Reinbek bei Hamburg, Oktober 2016

Copyright © 2015 by Rowohlt Verlag GmbH,

Reinbek bei Hamburg

«De Underkända» Copyright © 2015 by Michael Hjorth & Hans Rosenfeldt

Redaktion Annika Ernst

Umschlaggestaltung Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich

Umschlagabbildungen Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich;

plainpicture / Millennium

Satz aus der Thesis PostScript, InDesign

Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 499 27108 3

Sehr geehrter Herr Chefredakteur Källman,

schon seit vielen Jahren lese ich Ihre Zeitung, zu Beginn die gedruckte Ausgabe, seit einigen Jahren aber auch im Internet. Nicht immer sympathisiere ich mit Ihren Ansichten, und hin und wieder erscheinen mir sowohl die Themen als auch der journalistische Ansatz in manchen Reportagen eher fragwürdig. Nichtsdestotrotz hat mich Ihre Publikation zumeist mit einer gewissen Zufriedenheit erfüllt.

Nun aber ist der Zeitpunkt gekommen, an dem ich mich gezwungen sehe, Ihnen als verantwortlichem Herausgeber eine Frage zu stellen.

Warum huldigen Sie in Ihrer Zeitung der reinen Idiotie?

Wann hat man beschlossen, die bloße Dummheit in den Mittelpunkt zu stellen und nicht nur zur Norm zu erklären, sondern darüber hinaus auch noch als erstrebens- und beneidenswert darzustellen?

Warum bieten Sie täglich Personen ein Forum, die keine Ahnung haben, in welchem Jahr der Zweite Weltkrieg ausbrach, die nicht einmal Grundkenntnisse der Mathematik besitzen und allenfalls zufällig einen vollständigen Satz zustande bringen? Warum berichten Sie über Personen, deren einziges Talent darin besteht, auf sogenannten Selfies einen Kussmund zu ziehen, und deren einziges «Verdienst» es ist, dass sie sich öffentlich blamieren, indem sie sich mit irgendjemandem beim Geschlechtsverkehr filmen lassen – in einer

von all diesen Dokusoaps, die unsere Fernsehkanäle derzeit jeden Abend überschwemmen.

Im Rahmen meines Berufs begegne ich vielen jungen Menschen, die strebsam, intelligent, engagiert und ehrgeizig sind. Es sind Menschen, die öffentliche Debatten verfolgen, ihr Wissen erweitern, kritisch denken und eine Ausbildung absolvieren, um einmal einen interessanten und anspruchsvollen Beruf ergreifen zu können, der unserer Gesellschaft dienlich ist. Diese jungen Menschen wollen etwas. Sie können etwas.

Ihnen sollten Sie Raum geben. Sie zu möglichen Vorbildern ernennen.

Nicht diesen gefühllosen, egoistischen, oberflächlichen Wesen, die mit vulgären Tätowierungen übersät, mit Metallschrott im Mund und ihrem niedrigen IQ sowie ihrer nicht vor-handenen Allgemeinbildung durch die Gegend stolzieren.

Deshalb wiederhole ich meine Frage abschließend noch einmal und sehe Ihrer Antwort in der Zeitung entgegen:

Wann hat man beschlossen, die bloße Dummheit in den Mittelpunkt zu stellen und nicht nur zur Norm zu erklären, sondern darüber hinaus auch noch als erstrebens- und beneidenswert darzustellen?

Mit freundlichen Grüßen

Cato d. Ä.

Ab sofort haben Sie dreißig Sekunden.»
Mirre nahm das metallische Klicken der Stoppuhr kaum wahr. Wie lange sollte das Ganze dauern? Was hatte der Mann gleich noch gesagt?

Er wollte sechzig Fragen stellen.

Die wievielte war das jetzt? Mirre hatte keine Ahnung. Es kam ihm so vor, als wären sie schon eine Ewigkeit damit beschäftigt. Und er versuchte immer noch zu begreifen, was eigentlich passiert war.

«Möchten Sie die Frage noch einmal hören?»

Der Mann saß direkt vor ihm, auf der anderen Seite des Tisches. Seine Stimme war tief und ruhig.

Mirre hatte sie zum ersten Mal vor knapp zwei Wochen gehört, als sie miteinander telefonierten. Der Mann hatte ihn angerufen und sich als Sven Cato vorgestellt, ein freiberuflicher Journalist. Er wolle Mirre interviewen, hatte er gesagt. Oder besser noch: porträtieren. Mirre habe die Staffel zwar nicht gewonnen, gehöre aber zweifellos zu den Teilnehmern, die in der Presse und den sozialen Medien die meiste Aufmerksamkeit erhalten hätten. Und die Menschen hätten sich nach dem, was sie gesehen hatten, eine Meinung über ihn gebildet. Sven hatte erklärt, er wolle dieses Bild von ihm nun ein wenig vertiefen. Seine anderen Seiten zeigen, den Menschen hinter der Fernsehberühmtheit. Ob sie sich treffen könnten?

Sie hatten sich am Dienstag im Kurhotel verabredet, und Sven hatte ihn zum Mittagessen eingeladen. Obwohl es erst

kurz nach halb zwölf gewesen war, hatten sie beschlossen, sich ein Bierchen zu gönnen. Schließlich war Sommer. Ferienzeit. Sven hatte ein kleines Diktiergerät zwischen ihnen auf dem Tisch platziert und Fragen gestellt. Und Mirre hatte geantwortet.

Jetzt deutete der Mann sein Schweigen offensichtlich als Ja.

«Wie nennt man Wörter, die das Verhältnis zwischen Personen, Dingen und Orten beschreiben – so wie beispielsweise *auf*, *zu*, *vor* und *in*?»

«Ich weiß nicht», sagte Mirre und hörte, wie erschöpft seine Stimme klang.

«Sie haben noch zehn Sekunden Bedenkzeit.»

«Ich weiß es nicht! Und ich habe keine Lust, Ihre bescheuerten Fragen zu beantworten!»

Einige Sekunden lang herrschte Stille, dann folgte ein Klicken, als die Stoppuhr angehalten, und ein weiteres, als sie wieder auf null gestellt wurde.

«Nächste Frage: Wie hieß das Flaggschiff, mit dem Christoph Kolumbus 1492 Amerika entdeckte? Dreißig Sekunden ab jetzt.»

Klick.

Die Stoppuhr tickte erneut.

Das Interview am Mittag war gut gelaufen. Dieser Sven war zwar mindestens so alt wie Mirres Vater und schien nicht wirklich den Durchblick zu haben, aber er wirkte ernsthaft interessiert. Es war nett, mit ihm zu reden. Als Mirre von der Toilette zurückgekommen war, hatten schon zwei neue Bier auf dem Tisch gestanden, die Sven in der Zwischenzeit bestellt hatte.

Das musste es gewesen sein. Das zweite Bier. Er musste irgendetwas hineingeschüttet haben, denn Mirre war kurz

danach schlecht geworden. Er hatte sich nicht mehr konzentrieren können. Sich schwach gefühlt.

Sven hatte ihm angeboten, ihn nach Hause zu fahren.

Sie hatten das Restaurant verlassen und waren zum Parkplatz gegangen.

Und irgendwann war er hier aufgewacht.

Mit dem Kopf auf einer harten Tischplatte.

Er hatte sich aufgerichtet und einige Minuten gebraucht, bis er begriff, dass er nichts sah. Als er die Augenbinde hatte wegziehen wollen, bemerkte er, dass er seine Hände nur wenige Zentimeter bewegen konnte, ehe ein metallisches Klirren erklang.

Ketten. Handschellen.

Er hatte geschrien und an den Handschellen gerüttelt, war jedoch verstummt, als er die bekannte Stimme vernommen hatte.

«Niemand kann Sie hören, und Sie können sich auch nicht befreien.»

Er hatte erneut gefleht. Was zum Teufel passierte hier gerade? Was hatte dieser Typ vor? Mirre flehte und drohte. Vor allem Letzteres.

«Beruhigen Sie sich. Schon in einer guten halben Stunde können Sie hier weg sein. Vorausgesetzt natürlich, Sie bestehen.»

«Wie, bestehen?», hatte Mirre gefragt. «Was soll ich bestehen?»

Sechzig Fragen.

Dreißig Sekunden Bedenkzeit für jede.

Ein Drittel aller Antworten musste richtig sein.

«Und wenn nicht, was passiert dann?»

«Lassen Sie uns anfangen», hatte der Mann, der vermutlich gar nicht Sven Cato hieß, anstelle einer Antwort gesagt.

«Erste Frage. Wofür steht die Abkürzung NATO? Dreißig Sekunden ab jetzt.»

Auf das Klicken, mit dem die Stoppuhr in Gang gesetzt wurde, folgte ein leiseres, aber schnelles Ticken, das die Sekunden zählte.

Um die ersten zehn oder fünfzehn Fragen hatte Mirre sich gar nicht gekümmert. Er hatte nur weiter an seinen Handschellen gezerrt und den Mann angeschnauzt, was er da verdammt noch mal mache und was er eigentlich von ihm wolle. Abwechselnd hatte Mirre ihm mit einer deftigen Abreibung gedroht oder ihn gefragt, was er haben wolle, damit er ihn freiließ. Drohen und flehen.

Doch der Mann hatte sich nicht davon beeindrucken lassen. Er hatte mit derselben ruhigen Stimme weiter seine Fragen gestellt, seine Stoppuhr gestartet, sich erkundigt, ob er die Frage wiederholen solle, und auf eine Antwort gewartet. Nach einer Weile hatte er sachlich darauf hingewiesen, dass die Chance, den Test zu bestehen, inzwischen dramatisch gesunken sei und Mirre gut daran tue, sich etwas mehr zu konzentrieren und weniger zu drohen.

Also begann Mirre zuzuhören.

«Was ist eine Primzahl?»

«Welche Tiere gehören zu den Big Five?»

«In welchem Jahrzehnt entstand die Insel Surtsey vor der isländischen Südküste?»

«Wie heißt die SI-Einheit, mit der man die Lichtstärke misst?»

Nach etwa der Hälfte des Tests hatte Mirre bemerkt, dass irgendetwas unter ihm knisterte, wenn er sich bewegte. Plastik. Er saß auf Plastik. Ein weiches Kissen, das jedoch in Plastikfolie gehüllt war. In Mirres Welt gab es dafür nur zwei mögliche Gründe.

Entweder war das Kissen so neu, dass es noch eingepackt war.

Oder man wollte es schützen.

Vor Flecken. Spritzern. Blut.

Nach diesem Adrenalinschub beschloss er, die Aufgabe zu bewältigen. Er würde es diesem Arschloch zeigen.

Er versuchte zuzuhören. Nachzudenken. Er musste verdammt noch mal bestehen.

«*In welchem amerikanischen Bundesstaat liegt die Stadt Chicago?*»

«*Wie lautet die chemische Formel für Phosphorsäure?*»

«*Wer folgte Oscar I. auf den schwedischen Königsthron?*»

Frage um Frage, mit derselben ruhigen tiefen Stimme gestellt. Mirre konnte keine einzige davon beantworten ...

«*Letzte Frage: Zu welcher Familie gehört der Vielfraß?*»

Klick.

Familie? Was denn für eine Familie? Mirre wusste, was Vielfraß auf Englisch hieß. *Wolverine*. Er hatte jeden Marvel-Film gesehen. Aber die Familie?

«*Möchten Sie, dass ich die Frage wiederhole?*»

«*Nein.*»

Stille. Das leise, schnelle Ticken. Klick.

«*Die Zeit ist um. Dann wollen wir mal sehen ...*»

Mirre seufzte und ließ seine Stirn auf die Tischplatte sinken. Nie im Leben hatte er zwanzig von sechzig richtigen Antworten. Auf so viele Fragen hatte er gar nicht erst versucht zu antworten.

Er hörte, wie der Mann auf der anderen Seite des Tisches aufstand. Langsam hob Mirre den Kopf und horchte auf die Bewegungen des anderen. Es klang, als käme der Mann näher. Im nächsten Moment spürte er etwas Kaltes, Metallisches an seiner Stirn.

«Sie sind durchgefallen», sagte der Mann, der tatsächlich nicht Sven Cato hieß. Mirre konnte nicht einmal mehr mit dem Kopf zucken, ehe die Druckluft den kleinen Bolzen abschoss, der sofort durch das Stirnbein und ins Gehirn drang.

Ihr ganzes Leben lang war sie von Lügen umgeben gewesen. Unsichtbaren Lügen. Über dreißig Jahre lang waren diese Schatten da gewesen, ohne dass sie sie entdeckt hatte. Jetzt war es anders. Jetzt sah sie die Schatten überall. Wohin sie auch blickte, stieß sie darauf.

Auf Lug und Betrug.

Keiner hatte ihr die Wahrheit gesagt.

Keiner.

Weder Anna noch Valdemar oder Sebastian.

Mutter, Vater und Vater.

Doch inzwischen weigerte sie sich, auch nur einen von ihnen als ihre Familie zu betrachten. Das wäre zu liebevoll. Das wollte sie ihnen nicht gönnen. Jetzt waren sie nur noch Personen mit Namen, mehr nicht.

Anna. Valdemar. Sebastian.

Allmählich hatten sich in der Fassade ihres Lebens Risse gebildet. Eine Ermittlung wegen Wirtschaftskriminalität hatte dazu geführt, dass Valdemar in Untersuchungshaft gekommen war. Anfangs war sie von seiner Unschuld überzeugt gewesen, hatte ihn für ein Opfer unglücklicher Umstände gehalten. Immerhin war er ihr Vater. Doch dann gestand er. Ihre Welt geriet ins Wanken.

Damals hatte Vanja noch nicht gewusst, dass dies nur die Spitze des Eisbergs gewesen war.

Der eigentliche Abgrund tat sich auf, als sie erfuhr, dass Valdemar nicht ihr leiblicher Vater war. Diese Enthüllung warf sie vollkommen aus der Bahn. Fieberhaft versuchte sie,

sich in ihrem neuen Dasein zurechtzufinden und die Wahrheit zu erfahren. Sie konfrontierte Anna mit ihrem Wissen – nicht ahnend, zu welchen Intrigen ihre Mutter imstande war.

Anna erfand einen Vater.

Einen Mann, der bereits gestorben war.

Eine neue Lüge.

Vanja konnte verstehen, warum sie die Wahrheit über Valdemar nicht hatte erzählen wollen. Sie konnte es verstehen, und vielleicht wusste sie es sogar zu schätzen. In allen wesentlichen Dingen war er ihr zeit ihres Lebens ein guter Vater gewesen. Der beste Vater, den man sich vorstellen konnte. Warum sollte Anna ihn ihr wegnehmen? Warum sollte sie dieses Verhältnis zerstören?

Aber jetzt? Nachdem Vanja wusste, wer er war, oder besser gesagt, wer er nicht war: Warum hörte Anna jetzt nicht endlich auf zu lügen? Warum enthielt sie ihr die Wahrheit immer noch vor? Das ließ sich weder erklären oder verteidigen noch verstehen und führte zu einer eisigen Kälte zwischen ihnen. Einem Permafrost, den Vanja nicht wieder auftauen wollte.

Schließlich hatte nicht sie gelogen.

Sie war unschuldig.

Aber dann, als alles um sie herum bereits ins Wanken geraten war, trat Sebastian Bergman plötzlich aus dem Schatten.

Er war ihr Vater.

Deshalb hatte er sich wieder der Reichsmordkommission angeschlossen.

Seine Motivation war eindeutig. Und all sein Tun hatte nur ein einziges Ziel gehabt: ihr nah zu sein, ihr Freund zu werden.

In der Nacht nach Billys Hochzeit hatte er sie geweckt. Sie war noch im Halbschlaf gewesen, als er gesagt hatte, er müsse ihr unbedingt etwas erzählen und nein, es habe nicht bis

morgen Zeit. Sie wusste nicht genau, was sie erwartet hatte, als sie sich neben ihn auf das ungemachte Bett setzte. Aber auf keinen Fall das, was sie zu hören bekam, so viel war sicher.

«Ich bin dein Vater, Vanja», hatte er gesagt und ihre Hände genommen.

Immerhin hatte er sich bemüht, die Nachricht halbwegs behutsam zu verkünden. Hatte erklärt, wie er selbst es erfahren hatte. Wie er dann nicht ihr Verhältnis zu Valdemar hatte gefährden wollen und wie Anna ihm verboten hatte, das Geheimnis preiszugeben, und er trotzdem immer nur ihr Bestes gewollt hatte.

Er hatte ehrlich gewirkt.

Das rechnete sie ihm hoch an. Aber eigentlich änderte es nichts. Betrug war Betrug.

Sie hatten mit ihrem Leben gespielt, wie in diesem Film mit Jim Carrey, *Die Truman Show*.

Alles war nur ein Schauspiel gewesen, und alle hatten eine Rolle innegehabt – außer ihr.

Sie, die immer so großen Wert auf Vernunft und Logik gelegt hatte, verlor den Boden unter den Füßen. Sie hatte das Gefühl, als würde sie in einem Haus wohnen, in dem keine Tür in irgendeinen anderen Raum führte. Sosehr sie auch suchte, sie fand keinen Ausweg.

Sie hatte sich zwei Wochen lang krankschreiben lassen. Hatte in ihrer Wohnung gesessen und versucht, ihre Gefühle in den Griff zu bekommen. Es hatte zu nichts geführt als der Einsicht, wie einsam sie im Grunde war.

In ihrem Erwachsenenleben hatte sie all ihre Energie in zwei Dinge gesteckt: ihren Job und ihre Familie.

Eine gute Polizistin zu sein.

Und eine gute Tochter.

Jetzt, ohne Familie, blieb ihr nur noch die Arbeit.

Aber ausgerechnet dort war der Mann, der sich plötzlich als ihr Vater erwiesen hatte. Die beiden Welten waren kollidiert. Nirgends war sie frei von den Gedanken, die sie jagten, dabei hätte sie genau das gebraucht.

Sie musste sich ein Leben jenseits der Schatten aufbauen.

Ein eigenes Leben. Ihr Leben.

Nur wie, wusste sie nicht.

An normalen Tagen, wenn sich fast zweihundert Schüler vor den Schränken an der Wand drängten, herrschte hier ein ganz anderer Geräuschpegel. Doch vorigen Donnerstag hatten die Sommerferien begonnen, und jetzt war Lise-Lotte González allein in einer stillen Schule. In den letzten Wochen vor Schuljahresende waren einige administrative Aufgaben liegen geblieben, und sie hatte beschlossen, alles aufzuarbeiten, damit sie anschließend guten Gewissens freinehmen konnte. Gestern war sie nur wenige Stunden im Büro gewesen, dann hatte sie das schöne Wetter hinausgelockt, aber heute wollte sie bis mindestens sechzehn Uhr bleiben.

Eigentlich machte es ihr nichts aus, den Urlaub noch um ein oder zwei Wochen aufzuschieben. Sie arbeitete gern konzentriert und ohne dass das Telefon klingelte, die Kollegen ihren Kopf zur Tür hereinsteckten oder der Posteingang überquoll.

Gegen vierzehn Uhr gönnte sie sich eine wohlverdiente Pause. Sie ging in das verlassene Lehrerzimmer, stellte den Wasserkocher an und machte sich eine Tasse Nescafé. Zurück im Büro, wühlte sie in den Schubladen unter der Arbeitsplatte und fand eine Dose mit Mandelkekse. Das musste reichen.

Nach der kurzen Kaffeepause beschloss sie, noch eine Runde zu drehen. Sie spazierte gern durch die frisch renovierten Räume ihrer Schule.

So empfand sie wirklich.

Es war «ihre Schule».

Was natürlich nicht stimmte. Die Hilding-Schule war die

neueste Lehranstalt, die der Privatschulkonzern Donnergruppen eröffnet hatte.

Sie war sehr erfolgreich.

Hatten einen großen Zustrom an Schülern, einen guten Ruf, kompetente Lehrkräfte und überdurchschnittliche Ergebnisse im landesweiten Leistungsvergleich. Lise-Lotte konnte sich also sicher sein, dass die Konzernleitung es auf keinen Fall bereute, den Rektorenposten mit ihr besetzt zu haben.

Sie bog um die Ecke und gelangte in den Gang, wo hauptsächlich die naturwissenschaftlichen Fächer unterrichtet wurden. Lise-Lotte blieb stehen und stutzte. Eine der weiß lasierten Türen, die erstaunlicherweise das ganze Halbjahr ohne Schmierereien überstanden hatten, stand halb offen. Dabei sollten insbesondere diese Räume immer verschlossen sein, weil Chemikalien, Säuren, Gasflaschen und andere teure und gefährliche Dinge darin aufbewahrt wurden.

Als sie die Tür schließen und absperren wollte, erspähte sie etwas in dem Raum.

Was war das?

Sie öffnete die Tür ganz. Doch, sie hatte richtig gesehen. Links neben dem Smartboard saß ein Mensch mit nacktem Oberkörper, den Rücken dem Raum zugewandt.

«Hallo?»

Keine Reaktion. Lise-Lotte trat einen Schritt in das Zimmer.

«Hallo, alles in Ordnung?»

Noch immer erhielt sie keine Antwort. Nichts, was darauf hindeutete, dass dieser Mensch sie überhaupt gehört hatte. Stand er unter Drogen? Wie er auf dem Stuhl hing, ließ jedenfalls darauf schließen, dass er bewusstlos oder im Tiefschlaf war.

Lise-Lotte ging durch die Tischreihen, auf denen die Stühle ordentlich mit den Beinen nach oben hochgestellt waren und auf das nächste Schulhalbjahr warteten, das in acht Wochen begann.

«Alles in Ordnung? Können Sie mich hören?»

Jetzt konnte sie erkennen, dass es ein junger Mann war. Muskulös. Tätowiert. Aber was trug er auf dem Kopf? Eine Karnevalsmütze, oder was war das? Und was waren das für Papiere auf seinem Rücken? Falls er tatsächlich berauscht oder bewusstlos war, konnte Lise-Lotte nur hoffen, dass er nichts aus diesem Chemieraum konsumiert hatte. Es würde keinen guten Eindruck machen, wenn einer der hiesigen Jugendlichen in ihre Schule eingebrochen wäre und sich zugegrüht oder vergiftet hätte.

Lise-Lotte blieb stehen und runzelte verblüfft die Stirn. Jetzt konnte sie die Blätter genau erkennen, die am Rücken des Mannes hingen.

Zwei Seiten im DIN-A4-Format.

Auf ihnen stand etwas. Und daneben waren Blutflecken, dort, wo die Seiten an der Haut des Jungen festgetackert waren. Lise-Lotte befürchtete das Schlimmste, als sie die letzten Schritte nach vorn eilte und sich hinabbeugte, um sein Gesicht zu sehen.

Hätten ihr nicht schon die starren Augen verraten, dass dieser junge Mann tot war, dann hätte es spätestens das kleine, runde Loch in seiner Stirn getan.

Vanja saß auf dem Sofa in Torkels Büro und wartete. Entweder war sie zu früh oder er zu spät.

Vermutlich Ersteres, denn Torkel war für seine Pünktlichkeit bekannt.

Sie ertappte sich dabei, dass sie nervös war, obwohl es eigentlich keinen Grund dafür gab.

Torkel kannte die Wahrheit über Sebastian bereits. Sie hatte ihm alles erzählt, als er sie angerufen hatte, um sich zu erkundigen, wie es ihr ging. Er hatte nicht gewusst, warum sie krankgeschrieben war. Wahrscheinlich hatte er geglaubt, sie hätte eine Grippe oder etwas anderes, das irgendwann vorüberging. Natürlich war er erstaunt gewesen, zugleich aber verständnisvoll. Er hatte gesagt, sie solle sich alle Zeit nehmen, die sie benötige, und sie wisse ja, wo sie ihn finde, wenn sie jemanden zum Reden brauche.

Und jetzt brauchte sie jemanden.

Denn sie hatte eingesehen, dass sie allein nicht weiterkam, und sie hatte niemand anderen.

Durch die Glasscheibe sah sie Torkel herankommen. Sie stand auf, um sich zu sammeln, und verfluchte sich selbst für diese instinktive Bewegung. Schließlich war es nur Torkel, mit dem sie reden wollte. Ihr Freund und Mentor. Daran hatten auch die Ereignisse der letzten Zeit nichts geändert.

Es würde funktionieren.

Er stand auf ihrer Seite.

Als Torkel nur noch wenige Meter von seinem Büro entfernt war, sah er sie ebenfalls, lächelte freundlich und hob die

Hand zum Gruß, aber Vanja glaubte, eine gewisse Unruhe in seiner Miene zu erkennen. Mit einem Mal wurde ihr bewusst, dass er vor dem Treffen womöglich genauso nervös war wie sie.

Schließlich wusste er nicht, warum sie hier war.

Glaubte er, dass er sie verlieren würde?

Aber vielleicht war es ja tatsächlich so? Warum war sie eigentlich hier?

Sie wusste es selbst nicht genau. Sie hatte die Kontrolle verloren. Das sah ihr nicht ähnlich, und deshalb war sie auch so nervös.

«Hallo, Vanja, wie schön, dich wiederzusehen!», sagte Torkel, als er durch die Tür trat und sie umarmte. «Wie ist es dir ergangen?»

«Nicht so gut.» Plötzlich spürte Vanja, wie schön es war, wenn diese Frage von jemandem gestellt wurde, der sich wirklich für die Antwort interessierte. Der sich für sie interessierte. «Irgendwie überfordert mich das alles.»

«Das verstehe ich gut», antwortete Torkel leise, trat einen Schritt zurück und hielt weiter ihre Schultern fest. «Du musst ja auch einiges verkraften.»

«Ja, das kann man wohl sagen.»

Torkel lächelte schwach und drückte ihre Schultern noch einmal fest, ehe er sich in einen der Besuchersessel setzte. Er bedeutete Vanja mit einem Nicken, auf dem Sofa gegenüber Platz zu nehmen.

«Ich habe Sebastian gestern kurz getroffen», sagte er, als sie es sich bequem gemacht hatte. «Er war in letzter Zeit auch nicht gerade oft hier», fuhr er fort.

«Hast du ihm gesagt, dass du es weißt?», fragte Vanja.

Torkel schüttelte den Kopf. Was dachte sie eigentlich von ihm? Sie hatte ihn darum gebeten, es nicht zu tun. Und sie

wusste doch wohl, dass er ihr Vertrauen niemals so missbrauchen würde.

«Was sollen wir jetzt tun?», fragte er und beugte sich vor, stützte die Unterarme auf die Beine und legte die Fingerspitzen aufeinander. «Wie hättest du es gern? Du bestimmst.»

Sie begegnete seinem offenen, wohlwollenden Blick und wünschte, sie hätte eine bessere Antwort.

«Ich weiß es nicht.»

«Er ist nicht bei uns angestellt, er hat nur einen Beratervertrag. Den kann ich noch heute zerreißen, wenn du das willst.»

Das war eine Überraschung. Vanja wusste nicht so recht, was sie sagen sollte. Diese Möglichkeit hatte sie gar nicht bedacht. Sie hatte immer das Gefühl gehabt, Sebastian wäre, genau wie sie, ein ebenbürtiges Mitglied des Teams. Jetzt bot sich ihr plötzlich die Chance, ihn hinauszuerwerfen.

Leicht war das nicht.

Ein Teil von ihr wollte ihn nie wiedersehen. Ein anderer Teil war eher unsicher. Verwirrt.

«Ich weiß es nicht», presste sie schließlich hervor. Diese Nicht-Antwort, die sie in letzter Zeit immer häufiger verwendeten. Die alle Entscheidungen den anderen überließ.

«Ich kann ihn sofort entlassen. Das liegt in deiner Hand», wiederholte Torkel.

Sie nickte dankbar, aber ihre Unsicherheit war genauso groß wie ihre Dankbarkeit. Wenn nicht größer. Sie hasste Sebastian Bergman nicht. Sie war keineswegs so wütend auf ihn wie auf Anna und Valdemar. Bei weitem nicht. Eigentlich wollte sie ihm nichts Böses. Sie hatten sich angenähert, das konnte sie nicht verleugnen. Und manchmal mochte sie ihn sogar.

«Ich muss nachdenken. Irgendwie erscheint mir das zu einfach», sagte sie.

«Manchmal ist die einfachste Lösung die beste», entgegnete Torkel.

Nur zu wahr, aber das käme ihr vor, als würde sie vor den Schwierigkeiten davonlaufen. So war sie nicht. Sie wollte Schwierigkeiten nicht aus dem Weg gehen. Sie wollte sie lösen. Ohne Umschweife. Jedenfalls wollte sie es zumindest versuchen, ehe sie aufgab.

Sie schüttelte langsam den Kopf.

«Behalte ihn. Ich sage Bescheid, wenn ich es mir anders überlege.»

Torkel nickte. Er verriet mit keiner Miene, was er von ihrer Entscheidung hielt. Als er schließlich etwas entgegen wollte, klingelte sein Telefon, und diesmal ließ sein Gesichtsausdruck keinen Zweifel zu: Irritation. Er stand auf und hob den Hörer ab, noch während er um den Schreibtisch herumging.

«Ich möchte nicht gestört werden», sagte er barsch. Dann hörte er jedoch, was der Anrufer zu sagen hatte, und zog einen Block und einen Stift heran.

«Von wo aus rufen Sie an, sagten Sie?»

Torkel begann zu schreiben. Vanja stand vom Sofa auf. Sie wusste nicht, wer da anrief, aber sie begriff, dass sie gerade einen neuen Fall bekommen hatten.

Sebastian konnte es kaum fassen, dass er auf der Insel Adelsö gelandet war. Oder besser gesagt, er verfluchte sich dafür, dass er es sich *erlaubt* hatte, auf Adelsö zu landen. Zwar spielte er grundsätzlich auswärts, aber normalerweise achtete er immer darauf, dass er auch schnell wieder entkommen konnte. Meistens noch ehe die Frau, mit der er im Bett gewesen war, aufwachte. Dass er diesmal nicht so vorausschauend gehandelt hatte, lag daran, dass seine Sucht in letzter Zeit eskaliert war. Der Eroberungszwang dominierte inzwischen fast sein ganzes Dasein. Aufgrund seiner Sehnsucht.

Nach Värmland.

Nach Maria und ihrer Tochter Nicole.

Das Mädchen hatte miterleben müssen, wie ihr Onkel, ihre Tante und ihre beiden Cousins ermordet worden waren, und hatte nicht mehr gesprochen, als die Polizei sie fand. Sebastian hatte sich ihrer angenommen. Er hatte ihr geholfen, das Trauma zu verarbeiten, und dabei eine enge Bindung zu dem Mädchen und dessen Mutter aufgebaut. Zu eng. Sie waren bei ihm eingezogen. Sebastian, Maria und Nicole waren zu einer kleinen Familie geworden. Nicole musste die Leere ausfüllen, die seine Tochter hinterlassen hatte.

Das war ungesund und konnte nicht auf Dauer gutgehen.

So kam es dann auch.

Es endete damit, dass Maria ihm deutlich machte, dass sie ihn nie wiedersehen wollte.

Aber er wollte sie und ihre Tochter wiedersehen.

Also hatte er einige Zeit damit verbracht, sie zu finden, was nicht besonders schwer gewesen war. Sie waren von ihrer Wohnung in Enskede in ein kleines Reihenhauses in Åkersberga gezogen. Sebastian war dorthin gefahren, doch als er vor der Tür gestanden hatte, waren ihm Zweifel gekommen.

Was sollte er tun?

Was konnte er tun?

Er wollte ihnen alles erklären. Wie viel sie ihm bedeuteten. Wie gern er sie wieder in seiner Nähe haben würde. Wie er sich dank ihnen wieder wie ein ganzer Mensch gefühlt hatte, zum ersten Mal seit jenem zweiten Weihnachtsfeiertag im Jahr 2004.

Aber er hatte sie auch belogen. Und sich selbst. Oder wie Vanja es formuliert hatte: Er hatte diejenigen ausgenutzt, die am schwächsten waren. Das wusste auch Maria. Was wollte er also damit erreichen, wieder in ihrem Leben aufzutauchen? Nichts. Also hatte er darauf verzichtet und die Reihenhausesgegend wieder verlassen.

Maria und Nicole verlassen.

Hatte sich wieder in kurze, sinnlose sexuelle Abenteuer gestürzt.

Wie jetzt auf Adelsö.

Der Traum hatte ihn um kurz vor sechs geweckt. Wie immer war seine rechte Hand fest geballt. Er streckte seine verkrampten Finger, und im selben Moment sah er ein, dass es keinen Sinn hatte, einfach aufzustehen und sich davonzuschleichen. Selbst wenn er den Weg finden würde, was garantiert nicht der Fall wäre, hatte er keine Lust, sieben Kilometer bis zu einer Autofähre zu spazieren, um anschließend eine halbe Ewigkeit in einem Bus zu sitzen, bis er endlich wieder in

Stockholm war. Also blieb er liegen und wartete, bis die Frau neben ihm, Kristina ... Soundso endlich aufwachte. In derselben Sekunde, als sie die Augen aufschlug, lächelte er sie an und streichelte ihr über die Wange.

«Guten Morgen.»

Sie rekelte sich und wollte gerade ihre Hand unter seine Decke schieben, als er sie zur Seite schlug und aufstand.

«Ich gehe duschen. Darf ich mir ein Handtuch nehmen?»

Kristina wirkte etwas enttäuscht angesichts seines schnellen Abgangs. Aber er konnte sich wirklich keinen Sex mehr mit ihr vorstellen. Es war das Unvorhersehbare, das ihn reizte, die Herausforderung, jemanden zu verführen, die Ereignisse zu lenken, dieses Spiel zu spielen, das ihn für kurze Zeit all den Schmerz und die Schuld vergessen ließ, die ihn langsam vergifteten. Und genau das brauchte er. Ohne das wäre Sex nur eine Qual für ihn.

Als er aus der Dusche kam, hatte Kristina Frühstück gemacht. Aber er hatte keinen Hunger. Situationen wie diese versuchte er um jeden Preis zu vermeiden. Dieses falsche Spiel von Zweisamkeit, die Illusion, sie hätten irgendetwas gemeinsam, obwohl sie sich, wenn es nach ihm ging, nie wiedersehen würden, ließ ihn erschauern.

«Möchtest du nach dem Frühstück einen Spaziergang machen?», fragte Kristina, während sie einen selbstgebackenen Bagel, den sie in der Mikrowelle aufgewärmt hatte, mit Butter bestrich.

«Nein, ich möchte, dass du mich mit deinem Auto zur Fähre bringst», sagte Sebastian wahrheitsgemäß. «Oder besser gleich bis in die Stadt.»

Kristina legte das Buttermesser auf den Teller und lächelte ihn leicht erstaunt an, als würde seine Antwort überhaupt nicht zu ihrer Tagesplanung passen.

«Letzte Nacht hast du aber gesagt, du hättest heute keine Eile, wieder zurückzufahren.»

«Letzte Nacht hätte ich alles gesagt, um dich ins Bett zu kriegen.»

Auch das war wahr, aber diesmal hatte seine Ehrlichkeit positive und negative Folgen.

Die positive war, dass dieses lästige Frühstück umgehend beendet wurde.

Die negative, dass Kristina nicht vorhatte, ihn auch nur einen einzigen Meter zu fahren.

Jetzt ging Sebastian also eine Straße namens Adelsö ringvåg entlang und hoffte, dass sie ihn irgendwann zum Fähranleger bringen würde.

Sein Telefon klingelte.

Er wünschte, es wäre Vanja.

Vor einem Monat, in der Nacht nach Billys Hochzeit, hatte er ihr erzählen müssen, was er schon eine Weile gewusst hatte: dass er ihr Vater war.

Natürlich war Vanja schockiert gewesen. Erst hatte sie ihm nicht glauben wollen, und dann, als er sie davon überzeugt hatte, dass er die Wahrheit sagte, hatte sie ihn erst einmal aus ihrem Leben verbannt. Nicht auf die Ich-will-dich-nie-wiedersehen-Art, sondern eher aus dem Bedürfnis heraus, allein zu sein.

Sie hatte gesagt, sie brauche Zeit, um das alles zu verdauen.

Sie werde sich wieder melden.

Das hatte sie bisher nicht getan.

Sebastian kannte sie gut genug, um zu wissen, dass künftig alles nach ihren Bedingungen ablaufen musste, damit ihre ohnehin schon zerbrechliche Beziehung eine Chance hätte. Sobald sie auch nur ansatzweise das Gefühl hätte, dass

er etwas erzwingen wollte, würde sie ihm für immer den Rücken kehren.

Deshalb war er allein.

Und er war nicht gut darin, allein zu sein.

Und deshalb stapfte er nun auf Adelsö umher.

Und es war auch nicht Vanja, die ihn anrief, sondern Torkel.

Es war Zeit, wieder zu arbeiten.

Ursula war verwundert, als sie ihre jüngere Kollegin durch die Drehtür ins Terminal treten sah. Torkel war nicht sicher gewesen, ob Vanja mitkommen würde, aber anscheinend war es ihm gelungen, sie zu überreden. Ursula hätte vollstes Verständnis gehabt, wenn Vanja ihren Arbeitsbeginn noch etwas verschoben hätte. Sie wusste selbst nicht genau, ob sie weiter mit Sebastian zusammenarbeiten wollte. Nicht nur, weil er ein notorischer Lügner und sexsüchtig war und oben-drein, wie sich jetzt herausgestellt hatte, noch Vanjas Vater.

Ursula hatte ihre eigenen Gründe.

Sie hatte ihr rechtes Auge verloren, weil sie in seiner Nähe gewesen war.

Bei ihm zu Hause.

Nur er und sie, in einer erotisch aufgeladenen Stimmung.

Vielleicht war da auch noch mehr gewesen, zumindest von ihrer Seite, obwohl sie das im Nachhinein nie zugeben würde. Eine Exfreundin von Sebastian und eine Pistole am Türspion. Anschließend hatte er sie nicht einmal im Krankenhaus besucht. Und sich nur halbherzig entschuldigt und da weitermachen wollen, wo sie beim letzten Mal aufgehört hatten. Als wäre nichts geschehen.

Ursula wandte sich an Torkel, der ein Stück entfernt stand.

«Kommt Sebastian auch?»

«Ja, das hat er zumindest gesagt.»

«Und Vanja hat nichts dagegen?»

«Nein.»

«Können wir nicht darüber abstimmen?», fragte sie und

winkte Vanja zu, die hinter der Drehtür stehen geblieben war und suchend um sich blickte. Dann winkte sie zurück und ging mit ihrem schwarzen Rollkoffer auf ihre Kollegen zu. Ursula fand, dass sie erstaunlich gefasst wirkte. Vielleicht ein wenig blasser als sonst. Und ein paar Kilo leichter.

«Ist es ein Problem, dass er mitkommt?», fragte Torkel und betrachtete sie forschend. Irgendetwas schwang in seinem Tonfall mit. Dabei hatte sie geglaubt, er sei darüber hinweg, dass sie bei Sebastian zu Hause gewesen war, als sie angeschossen wurde. Seine anfängliche Eifersucht hatte sie für überwunden gehalten. Aber vielleicht war es doch nicht so. Obwohl Sebastian und sie einhellig beteuert hatten, dass es ein unverfängliches Treffen gewesen war. Ein nettes Abendessen. Mehr nicht.

«Sebastian ist immer ein Problem», sagte sie und zuckte mit den Schultern, um die Situation zu entschärfen.

«Für dich persönlich?»

Eindeutig nicht überwunden.

«Nein», seufzte sie. «Jedenfalls nicht mehr als sonst», fügte sie hinzu.

Jetzt war Vanja bei ihnen, und Ursula überraschte sowohl ihre Kollegin als auch sich selbst damit, dass sie die Jüngere in den Arm nahm. Sie umarmte sonst nie jemanden. Nicht einmal ihre Tochter.

«Hallo, meine Liebe, wie geht es dir?», fragte sie.

Vanja bedachte Ursula mit einem zärtlichen Blick, dankbar für die unerwartete Fürsorge.

«Ganz okay. Es wird mir guttun, wieder zu arbeiten.»

Sie wandte sich Torkel zu, um das Thema zu wechseln. «Ich konnte den ersten Bericht nur kurz im Taxi überfliegen», sagte sie ein wenig entschuldigend. «Wissen wir noch mehr?»

«Nicht gerade viel», antwortete Torkel. «Zwei Morde. Spek-

takulär. Nahezu identisch. Beide Toten wurden mit einem Schuss in die Stirn getötet und mit einer Narrenkappe auf dem Kopf in einem Klassenzimmer gefunden, und man hat ihnen eine Art Test am Rücken festgetackert. Das erste Opfer wurde vor einer Woche in Helsingborg gefunden, das zweite vorgestern in Ulricehamn.»

«Also wechselt der Mörder seinen Ort?»

«Das scheint so», antwortete Torkel. «Leider ist der erste Bericht der Polizei in Helsingborg etwas lückenhaft.»

Ursula schüttelte den Kopf.

«Dann müssen wir wohl wie üblich an beiden Orten noch einmal bei null anfangen», sagte sie säuerlich.

Sie sah Vanja Zustimmung heischend an, doch die Aufmerksamkeit der Kollegin galt etwas ganz anderem. Ursula drehte sich um und sah, was Vanja längst entdeckt hatte: Sebastian, der durch die Drehtür schlenderte, als gäbe es keine Probleme auf dieser Welt. Hinter ihm bemerkte Ursula Billy, der gerade aus einem Taxi stieg und auf das Terminal zueilte.

Die ganze Mannschaft versammelt ...

Sebastian hielt inne, als er Vanja erblickte. Seine Sorglosigkeit schien plötzlich wie weggeblasen.

«Ich rede mal kurz mit ihm», sagte Vanja leise und ließ den Griff ihres Koffers los.

«Soll ich mitkommen?», fragte Torkel mit einer beinahe väterlichen Stimme.

«Nicht nötig.»

Vanja ging auf Sebastian zu, der seinen Koffer abstellte und anscheinend beschlossen hatte, sie zu ihm kommen zu lassen. Billy lief an Sebastian vorbei, ohne stehen zu bleiben, grüßte ihn nur kurz mit einem Nicken und steuerte dann auf Ursula und Torkel zu. Sebastian kannte die dunklen Geheimnisse hinter Billys neutraler Fassade, doch in diesem Moment

wusste er es zu schätzen, dass der Kollege sich nichts anmerken ließ. Sebastian musste sich auf seine Tochter konzentrieren.

«Hallo, Vanja», sagte er ruhig, als sie nur noch wenige Meter von ihm entfernt war. «Ich war mir nicht sicher, ob du hier sein würdest.»

«Doch, das bin ich.»

«Du hast gesagt, du würdest dich melden ...»

Vanja ging die letzten Schritte auf ihn zu und kam ihm so nah, dass er ihr Shampoo riechen konnte. Offenbar versuchte sie, inmitten des Gewimmels eine private Atmosphäre zu schaffen.

«Ich bin heute in der Grev Magnigatan vorbeigegangen», sagte sie so leise, dass keiner der Vorbeigehenden verstehen konnte, worüber sie redeten. «Aber du warst nicht zu Hause.»

«Nein, ich war bei ... einem Kumpel.»

Wieder verfluchte Sebastian es, dass er auf Adelsö gelandet war. Wäre er innerhalb der Stadtgrenzen geblieben, hätte er Vanja wahrscheinlich nicht verpasst.

«Du hast keine Freunde», entgegnete Vanja unnötig hart. «Du warst doch bestimmt wieder vögeln», fuhr sie fort und bewies einmal mehr, dass sie ihn viel zu gut kannte.

Sebastian sah ein, dass es gute und schlechte Gelegenheiten gab, um zu lügen, und dies war eine sehr schlechte.

«Entschuldige», sagte er ehrlich. «Ich wusste ja nicht, dass du kommen würdest. Du hättest vorher anrufen sollen.»

«Es war nur ein spontaner Einfall.» Vanja zuckte mit den Schultern. «Ich war vorher bei Torkel und wollte dir mitteilen, dass ich allen im Team von unserer ... Verwandtschaft erzählt habe.»

«Dass ich dein Vater bin.»

Sie betrachtete ihn ein wenig kühl. Es war so leicht für ihn und so schwer für sie. Das war einfach ungerecht.

«Es gefällt dir gut, dich selbst so zu nennen, oder?»

Er nickte.

«Ja, so ist es. Ich bin stolz auf dich. Aber wenn dich das stört, kann ich auch damit aufhören.»

Er sah sich im Terminal um. Ein Stück entfernt standen Torkel, Ursula und Billy nebeneinander, die Blicke auf Vanja und ihn gerichtet. Sebastian hatte das Gefühl, dass es mindestens zwei von ihnen, wenn nicht sogar drei, am liebsten wäre, wenn er sich jetzt umdrehen und gehen würde. Für immer. Aber es war ihm egal, was sie dachten. Die Einzige, bei der es ihm ganz und gar nicht egal war, stand vor ihm.

«Ich tue alles, was du willst, um dich nicht zu verlieren», sagte er, und ohne darüber nachzudenken, streckte er seine Hand aus und nahm die ihre. Zu seinem Erstaunen zog sie sie nicht zurück. «Du warst nicht darauf vorbereitet», fuhr er behutsam fort. Dies konnte das wichtigste Gespräch seines Lebens sein, und er wollte nichts riskieren. «Ich verstehe, dass du böse auf mich bist. Auf alle. Ich verstehe ...»

Er verstummte. Wog seine Worte ab. Er balancierte auf einer schmalen Brücke über einen Abgrund, und seine Tochter konnte ihn jederzeit hinabstürzen.

«Seit ich weiß, wer du bist, ist meine größte Angst, dass du so vor mir stehen und meines Weges gehen könntest. Und mich nie wieder an dich heranlassen würdest. Davor hatte ich eine panische Angst. Und ich habe sie nach wie vor.»

Er atmete tief ein, ehe er fortfuhr. Hatte keine Ahnung, ob seine Worte sie erreichten. Ihre Miene verriet nicht, was sie dachte, aber er durfte noch immer ihre Hand halten.

«Aber es ist dein Leben. Und es muss auch deine Wahl sein.»

Er schwieg. Es gab noch mehr zu sagen, aber das wäre jetzt zu viel. Zu große Themen für einen lärmenden, wuseligen Flughafen. Also wartete er. Eine gefühlte Ewigkeit.

«Du kannst mein Kollege sein», antwortete sie schließlich. Ruhig und konzentriert. «Was das andere betrifft ...» Sie verstummte. Auch sie schien ihre Worte sorgfältig abzuwägen. Mit ihren schönen blauen Augen sah sie ihn intensiv an. «Du bist nicht mein Vater. Nicht auf diese Art. Nicht so, dass ich mit dir Weihnachten feiern und dir zum Vatertag Blumen schenken würde.»

Sebastian nickte. Es lief besser, als er es sich erhofft hatte.

«Das verkrafte ich momentan nicht», fuhr Vanja fort, als rechnete sie mit seinem Widerspruch. «Und werde es vielleicht nie tun. Aber wir können einfach Kollegen sein. Schaffst du das?»

Sebastian atmete mit einem Seufzer der Erleichterung aus. Immerhin akzeptierte sie einen kleinen Teil von ihm, und das war besser als nichts.

«Ich werde mein Bestes tun», antwortete er würdevoll.

«Dann musst du dich noch mehr anstrengen», erwiderte Vanja und rang sich ein Lächeln ab. «Dein Bestes habe ich schon zur Genüge kennengelernt.»

Mit diesen Worten verließ sie ihn und ging zu den anderen zurück.

Eine Stimme aus dem Lautsprecher rief die Passagiere nach Göteborg auf, sich zum Ausgang 37 zu begeben. Sebastian nahm seinen Koffer und folgte seiner Kollegin.